

Hannelore Furch
Das Stadtwald-Experiment
Kurzgeschichte

Der Spaziergänger im Kölner Stadtwald hört nebenbei das Krachen in einiger Entfernung. Muss aus der Nähe der großen Ampel kommen, die er vorhin überquert hat, denkt er. Wahrscheinlich ein Verkehrsunfall. Einer hat die Vorfahrt des anderen übersehen oder so. Kurz darauf hört er die Sirenen von Rettungswagen und Feuerwehr – es nimmt kein Ende. Muss schlimm dort aussehen. Er versucht, seine Gedanken auf Schönes zu lenken, den Wald. Nur kurz folgen die Gedanken den Augen, registrieren die abzweigenden Wege, dann gehen sie der Tageszeit voraus, hin zum späten Nachmittag. Heute ist er nicht dran mit seinem Vortrag, morgen. Er wird neben den neuen Ergebnissen der Studie sein heutiges Experiment und dessen Verlauf erwähnen, welch eine Sensation der Aktualität! Fern sieht er die Weggabelung, wo die andern schon auf ihn warten werden, mit den Geräten.

Er täuschte sich, die andern sind nicht da. Auch nicht Andreas. Noch nie kam jener zu spät, noch nie im Laufe der vielen Jahre der Zusammenarbeit. Nicht weniger zuverlässig sind auch die andern beiden, die vielen gemeinsamen Experimente und spektakulären Ergebnisse schweißten zusammen, sie werden gleich da sein, jeden Moment kommen, bombensicher. Aber die Zeit läuft, es könnte hier eng werden ...

Er holt ein Röhrchen aus der Hosentasche und schüttelt Pillen heraus, zögert einen Moment, schluckt sie. Er wartet, schaut in alle Richtungen, geht auf und ab, wird leicht nervös, wird zunehmend nervöser. Er will sein Handy aus der Jackentasche nehmen, es ist nicht da. Im Hotelzimmer liegen gelassen. Auch das noch! Er wartet wieder, auf der Stirn hat sich ein Schweißfilm gebildet, Schwindel und leichtes Kopfweh ist nach wie vor da, es wird nichts Ernstes sein, beides hatte er schon gestern und beides ging dann schließlich doch vorüber. Er sieht sich nach anderen Spaziergängern um, gerade jetzt weit und breit niemand zu sehen. Inzwischen sind zwanzig Minuten vergangen. Er versucht, sich zu beruhigen, glaubt immer noch fest daran, dass die andern jeden Augenblick kommen werden, es ist einfach undenkbar, dass sie nicht kommen. Er wartet weitere zehn Minuten am gleichen Fleck, damit die andern ihn sicher finden, doch die Zeit vergeht und vergeht, mit Beunruhigung nimmt er wahr, wie sich sein Schwindel und seine Kopfschmerzen verstärken und er zunehmende Schwierigkeiten mit dem Sehen hat.

Plötzlich ist er in einer anderen Welt. Die Steine auf dem Weg werden lebendig, zerstechen ihm durch die Schuhsohlen hindurch die Sohlen seiner Füße, er schreit vor Schmerz auf. Er sieht auf den Boden, sieht, wie die Steine sich umformen zu spitzen Kettengliedern und dann zu Fußfesseln mit

enger Verbindungskette. Sie legen sich um seine Knöchel, scheuern sie bei jedem Schritt weiter auf, das Blut rinnt ihm bereits über den Spann zu den Zehen und zwischen ihnen hindurch auf den Boden. Er steht bereits in einer Blutlache, die sich vertieft, schon versinken die Füße ganz in ihr, er will sie herausheben, es geht nicht, er spürt ein Unheil auf sich zukommen, eine unbestimmte Angst packt ihn.

Die Angst löst sich, der Kopf wird klar. Er sieht einen drolligen Dackel mit fliegenden Ohren auf sich zurennen, will sich erheitert zu ihm hinunterbeugen. Doch schon ist er eingeholt von seinem Wahn, erkennt, dass der Dackel kein Dackel ist, sondern ein gefährlicher Kampfhund. Er erschrickt, nimmt eine Abwehrstellung ein. Gerade das reizt den Hund, der ihm brutal seine spitzen Zähne ins Fleisch der Oberschenkel schlägt. Er schreit vor Schmerz auf. Jetzt gelingt es ihm, die Füße aus dem Blut zu heben und fortzurennen, ohne Fußfesseln. Er dreht sich um, der Hund folgt ihm mit bleckenden Zähnen, auf der Erde sieht er des Hundes und seine eigenen blutgetränkten Abdrücke, er schüttelt sich vor Graus. Plötzlich kommt er nicht mehr vom Fleck, sieht mit Entsetzen den Grund. Am Boden halten dicke eiserne Befestigungsringe die Fesseln, die wieder um seine Füße gespannt sind. Er zappelt herum, gerät in Panik. Der Hund beißt ihm ins andere Bein, wieder schreit er vor Schmerz auf, hält sich abwechselnd die Beine mit den aufklaffenden blutenden Wunden, will erneut schreien, bringt diesmal nur ein heiseres Lallen hervor.

Der Dackel und sein herbeigeeiltes Herrchen weichen irritiert zurück, ebenso zwei Jogger, die stehengeblieben sind und auch nur heile Hosenbeine sehen. Einer von ihnen fordert schließlich seinen Begleiter auf, weiterzugehen: „D'r hed en op de Pann, loss mer jonn, wä wieß, wat söns noch weed.“ Der Halter des Dackels denkt ebenso und geht auch.

Der Irre erholt sich kurz, mit klarem Kopf schaut er auf ein hohes Gebäude, das hinter Bäumen hervorragt, nimmt an, es sei ein Verwaltungsgebäude. Schon taucht er wieder ab in die andere Welt, sieht, wie bedrohlich das Gebäude aussieht. Es beginnt, sich auf ihn zu bewegen, bleibt stehen, verschlankt sich zu einem Wachturm, jemand mit Brille sieht oben heraus. Nein, er sieht es genau, die Brille ist gar keine, sie wächst in die Länge, wird ein Rohr. Und es trommeln auch keine Spechte, wie sehr er sich doch täuschen ließ! Nein, es ist ein Maschinengewehr, das auf ihn gerichtet ist, jetzt abfeuert. Er kann nicht fortlaufen und Deckung suchen, die Fußfesseln halten ihn wieder gefangen, sind wieder am Boden befestigt. Er zappelt wild herum, ist einer Ohnmacht nahe.

Er erholt sich, hört das Klingeln der fernen Stadtbahn, fasst wieder für

mehrere Sekunden klare Gedanken, bis sie ihm entschwinden. Nein, er hört gar kein Klingeln, es ist ein Heulen, er kennt das Geräusch doch, kennt es vom Fernsehen her, über den 2. Weltkrieg. Der ist gar nicht vorbei, er hört ihn ja, eben jetzt, diesen aufheulenden Alarm, diesen grässlichen Bombenalarm, schon wieder hört er ihn, er kreischt ihm ins Ohr, bohrt sich von dort ins Gehirn und erzeugt unerträgliche Kopfschmerzen, dazu hat ihn die Angststarre auch innerlich erfasst, er kann nicht mehr atmen.

Bevor er ohnmächtig wird, kommt die Entspannung durch die Ruhe. Er entsinnt sich, was sie bedeutet, diese Ruhe, es ist die Ruhe vor dem Sturm. Die Angst kehrt zurück, es wird ihm schwarz vor Augen, Sternengeflimmer! Es ist Nacht, er sieht nach oben, das Geflimmer lässt nach, wird zu einem einzigen fernen Licht am Himmel, das sich fortbewegt. Oder doch nicht?, sieht es nicht aus wie ein kleiner Tannenbaum? Er weiß plötzlich, was es bedeutet: ein Leuchtmittel schon oben! Das Geflimmer vor seinen Augen verstärkt sich wieder, es sind weitere Tannenbäume, die sich vom Boden schon abgehoben haben, mit leuchtenden Kerzen bestückt zum Himmel aufsteigen. Sie verbiegen und verdoppeln sich dabei, verschwimmen und sind wieder klar zu sehen, leuchten oben am Himmel als Christbaumwald – was für ein trügerisches, zeitlich unpassendes Weihnachtsspektakel – die Erde unten aus. Und das nur, um ihn zu entdecken, auszuleuchten für die Bomber. Er weiß, dass er nicht vom Fleck kommt, wenn es gleich los geht, er spürt Todesangst.

Nur kurz kehrt er in die Wirklichkeit zurück, erkennt alles als bösen Traum und atmet erleichtert auf. Und schon wieder klingelt fern die Stadtbahn. Und schon wieder wird aus dem Klingeln ein anderes Geräusch, diesmal ein Brummen, es kommt näher, wird laut und lauter, er hört, wie die Bomber kreischend auf ihn herabstürzen, es schmerzt die Todesangst, der Lärm. Er schmeißt sich auf den Boden, drückt sich auf die kalte feuchte Erde, keucht unter Atemnot, Schwindel und Übelkeit lösen Erbrechen aus, es ist ihm, als ob Magen und Eingeweide mit herausgewürgt würden. Er ringt nach Luft, der Leib ist erschöpft, er richtet sich mit letzter Kraft etwas auf, spürt, wie ihm das Blut in den Kopf schießt, dort keinen Platz hat und droht, den Schädel zu sprengen.

Spannung, Übelkeit und Schwindel sind geblieben, als sich alles um ihn herum wieder aufhellt, die klaren Gedanken zurückkommen. Es ist wieder Tag und nicht mehr Nacht. Schützend will er mit der rechten Hand zu seinem Kopf, die linke versagt ihm den Dienst vollkommen, hängt wie ein Sandsack herab. Aber er spürt ihre Schwere nicht, dazu gleiche Erscheinungen in der linken Gesichtshälfte und im linken Bein, er torkelt,

sieht alles verschwommen, will sich mit dem rechten Arm an einem Baum festhalten, der entwindet sich ihm, er greift daneben, stürzt, richtet sich mit den allerletzten Kraftreserven wieder auf, droht, erneut zu fallen.

Abhilfe kommt schon, man stützt ihn und nimmt ihn in die Mitte. Bevor ihm sein Zustand bewusst wird und er in die Lage kommt, die eben erlebten Symptome zu deuten, packt ihn erneut der Wahnsinn. Er sieht den Leuten ins Gesicht, einer schluckt. Plötzlich wird ihm klar, dass es Kannibalen sind, die es auf ihn abgesehen haben, denen schon das Wasser im Mund zusammenläuft, und er kann sich nicht wehren, seine Arme nicht bewegen, der Angstschweiß läuft ihm in Bächen den Rücken hinunter, er versucht es nochmal mit den Armen, merkt, dass es wieder geht, Gott sei Dank! Er reißt sich los, schlägt heftig um sich, will schreien, die Stimme versagt, er versucht es noch einmal, es geht jetzt, aber wieder nur bringt er ein heiseres Lallen hervor.

Die Leute sind zurückgewichen, sehen ihm mit Befremden zu, jemand entdeckt am Rand Erbrochenes: „Ääh, d'r hed jekotz, un zoesch jesoffen“, wendet sich angewidert ab und geht. Andere sehen ihm noch zu, wie er weiterhin um sich schlägt, ohne dass ihn jemand festhält oder bedrängt. Einer der Gruppe winkt ab, sagt zu seinem Partner: „D'r es knöll oder doll, un fies met däm schiefen Bäbbel, kumm mer jonn, bevör d'r noch welde weed.“

Er kämpft gegen die Übelkeit, sie verstärkt sich, noch einmal muss er sich übergeben und sieht entsetzt, wie er Magen und Eingeweide mit herauswürgt, aber er lebt weiter. Hinter ihm immer noch die Kannibalen, sie haben ihm den Rücken zugekehrt, als ob sie fortgingen, wie tückisch. Eine Katze läuft in die Gruppe. Mit Grausen wird ihm klar: Er ist gar kein Mensch, nein! Er ist eine Maus, dahinten das sind Katzen, gleich mehrere, die sie fressen wollen. Sie haben sie erstmal nur gebissen, dann wieder laufen gelassen, um sie wieder einzuholen, wieder zu beißen, immer wieder das gleiche Spiel, bis sie röchelnd im eigenen Blut verenden wird, sie sieht sich schon liegen dort, quiekt in Todesangst auf. Nein, er hört es, es ist das mühsame heisere Lallen eines Menschen, seines! Er ist wieder ein Mensch, ein Mann, den man fangen will, sie stehen noch dahinten, die Kannibalen. Und sein Magen und sein Gedärme hängen ihm noch aus dem Mund heraus, ziehen und reißen im Körper. Er hält sie mit den Händen hoch, spürt jedoch keine Erleichterung. Er muss sie schützen, die Kannibalen würden sie ihm abtrennen, er umklammert sie mit den Händen, neu Erbrochenes überdeckt sie wie eine Schutzschicht, Gott sei Dank! Aber sie würden sie entdecken. Er muss fort, muss!, wenn er weiterleben will. Er will losrennen,

es geht nicht, die Fußfesseln sind wieder da, wieder festgemacht am Boden, er zerrt und zerrt, es geht weit über seine Kräfte hinaus, dabei das Halten seiner Eingeweide, die schreckliche Todesangst, die ihn von innen auffrisst, die anderen Organe frisst, die noch im Körper sind, dazu die unerträglichen Schmerzen im Kopf, die ungeheure Spannung im ganzen Körper ...

Unverhofft geben die Ketten nach, die Spannung, der Schmerz ... Er sieht und spürt seine Eingeweide nicht mehr, sie seien wohl an ihren Platz im Körper zurückgekehrt. Es ist ihm, als wäre der Pfeil abgeschossen und der Bogen, sein Körper, entspannt liegen geblieben. Jetzt könne er aufstehen und fortlaufen, denkt er kurz, will aber gar nicht mehr, ist zufrieden mit dem, wie es ist. Die große angenehme Entspannung! Angst und Übelkeit überstanden, der Kopf angenehm leer, die Lunge zufrieden auch ohne Luft, das Herz dankbar, nicht mehr klopfen zu müssen. Der Boden wiegt ihn wie die Wiege den Säugling, doch nicht in den Schlaf. Er erhebt sich, schwebt sanft und friedlich in den Himmel davon, befreit von seinem Körper. Er schaut von oben auf ihn herab, sieht ihn zusammengefallen dort liegen, möchte nicht mehr in ihn zurück. Er schaut vorwärts, in einen Tunnel hinein, sieht fern ein Licht, ein helles Land, möchte dort hin, kommt dem Licht näher und immer näher, erkennt Erika, seine Frau, die vor acht Jahren dorthin ausgewandert war, sie winkt und er legt beglückt einen Schritt zu

Spaziergänger sehen ihn schon von fern auf dem Waldweg liegen, eilen herbei, einer wählt auf seinem Handy bereits den Notruf.

Am nächsten Tag berichten die Medien:

Professor Edwin Sooleg tot!

**Soolegs Freund und Mitarbeiter nach einem Autounfall in
Lebensgefahr**

Gestern verstarb im Alter von vierundfünfzig Jahren der berühmte Psychiater Prof. Dr. Edwin Sooleg. Das in Wien angesiedelte „Sooleg-Institut für Hirnforschung“ ist weltweit bekannt für seine Studien zu Wahnwahrnehmungen. Bei den Experimenten werden als Vergleichsgruppe auch gesunde Probanden eingesetzt. Sie gelangen durch die Einnahme spezieller Drogen für eine bestimmte Zeit in den Zustand von Wahrnehmungsstörungen. Es wird u.a. erforscht, welche äußeren Einflüsse beim Verlauf von halluzinären Zuständen eine Rolle spielen. Zuletzt wurden

viele Versuche in freier Natur durchgeführt. Wie das Sooleg-Institut versicherte, seien solche Tests legal und ihr Verlauf durch die elektronische Überwachung des Herz-Kreislaufsystems der Probanden mit einem sehr hohen Sicherheitsstandard verbunden. Es habe bei den zahlreichen Versuchen bisher keine Zwischenfälle gegeben. Zu der Frage, ob die Studien weitergeführt würden, konnte das Sooleg-Institut noch nichts sagen.

Als unglücklicher Zufall ist es anzusehen, dass ebenfalls gestern drei Wissenschaftler des Sooleg-Instituts bei einer gemeinsamen Autofahrt in Köln verunglückten. Alle drei Personen und der Fahrer des anderen PKW, mit dem sie frontal zusammengestoßen waren, wurden schwer verletzt in die Universitätsklinik Köln eingeliefert. Eine Person schwebt noch in Lebensgefahr. Es handelt sich dabei um Dr. Andreas Hippert, der ein persönlicher Freund Professor Soolegs war. Er leitete alle Experimente, bei denen Sooleg sich selbst als Testperson zur Verfügung stellte. Auch hierfür erlangte Sooleg international hohes Ansehen.

Sooleg verstarb an einem Schlaganfall, den er während eines Spaziergangs im Kölner Stadtwald erlitt, ca. 150 m Luftlinie entfernt von der Stelle, an der sich der Verkehrsunfall seiner Mitarbeiter ereignete. Sooleg und sein Team hielten sich in Köln auf, um dort an einem Kongress teilzunehmen.